

Helene Sommerfeld
Die Töchter der Ärztin
Zeit des Vertrauens

HELENE SOMMERFELD

TÖCHTER
DIE
ÄRZTIN
DER

Zeit des Vertrauens

Roman

dtv

Von Helene Sommerfeld ist im dtv außerdem erschienen:

Polizeiärztin Magda Fuchs –

Das Leben, ein ewiger Traum

Polizeiärztin Magda Fuchs –

Das Leben, ein großer Rausch

Polizeiärztin Magda Fuchs –

Das Leben, ein wilder Tanz

Die Töchter der Ärztin. Zeit der Sehnsucht

Die Töchter der Ärztin. Zeit der Hoffnung



Originalausgabe 2024

© 2024 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

©Umschlagmotive: Lee Avison © Arcangel Images; Rekha Garton

© Arcangel Images; © Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich;
Alamy / Album; shutterstock.com / S. Thors, nurudean, Serg64, G_O_S

Karte »Berlin«, »Los Angeles« und »Riviera-Express«:

© Peter Palm, Berlin

Stammbaum: © Katharina Netolitzky, www.katharina-netolitzky.com

Gesetzt aus der Stempel Garamond 10,25/13,5

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-22069-9

Für Ilona

Wenn du zur Arbeit gehst
am frühen Morgen,
wenn du am Bahnhof stehst
mit deinen Sorgen:
da zeigt die Stadt
dir asphaltglatt
im Menschentrichter
Millionen Gesichter:
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider –
Was war das? vielleicht dein Lebensglück ...
vorbei, verweht, nie wieder.

Du gehst dein Leben lang
auf tausend Straßen;
du siehst auf deinem Gang,
die dich vergaßen.
Ein Auge winkt,
die Seele klingt;
du hasts gefunden,
nur für Sekunden ...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider;
Was war das? kein Mensch dreht die Zeit zurück ...
Vorbei, verweht, nie wieder.

Du mußt auf deinem Gang
durch Städte wandern;
siehst einen Pulsschlag lang
den fremden Andern.
Es kann ein Feind sein,
es kann ein Freund sein,
es kann im Kampfe dein
Genosse sein.
Es sieht hinüber
und zieht vorüber ...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider.
Was war das?
Von der großen Menschheit ein Stück!
Vorbei, verweht, nie wieder.

Augen in der Großstadt
von Kurt Tucholsky (1890–1935)

LOS ANGELES 1931



High School
VAN NUYS

Hollywood School
for Girls
Sunset Blvd.

HOLLYWOOD
Hollywood
Blvd.

Cedars of
Lebanon

Filmstudio
Paramount

Melrose Ave.
WEST
HOLLYWOOD

Wilshire Blvd.

El Coyote Café

Breed Street Shul
(247 North Breed Street)

BEVERLY
HILLS

SANTA
MONICA

Filmstudio
MGM

CULVER
CITY

LOS ANGELES

Santa Monica
Pier

Ocean Park

Venice

Baldwin
Hills

INGLEWOOD

Friedhof
Manchester Ave.

Palisades
Del Rey

Belleview Ave.

HAWTHORNE

ATHENS

El Segundo

El Segundo Ave.

GARDENA

Manhattan
Beach

Hermosa
Beach

Redondo
Beach

TORRANCE



0 1 2 3 4 5km



RIVIERA- EXPRESS 1931



DIE KAPITEL

1930

Das Glück des Augenblicks 17

1931

Alte Heilkunst 51

Alles hat seinen Preis 114

Gute Besserung 172

Von Kopf bis Fuß 227

Rosalias Schutzzauber 281

Ihr größter Wunsch 323

Der gute Name seines Hauses 376

1932

Einer neuen Hoffnung entgegen 435

Das Leben findet einen Weg 479

Wie alles begann 485

DIE WICHTIGSTEN PERSONEN

- RICARDA THOMASIVS »Rica« * 1863, Ärztin
HENRIETTE VANDENBERG »Henny« * 1890, ihre älteste Tochter
ANTONIA THOMASIVS »Toni« * 1900, ihre jüngste Tochter
SIEGFRIED THOMASIVS * 1860, Ricardas Mann
VICTOR VANDENBERG * 1892, Hennys Mann
VICTORIA VANDENBERG »Vicky« * 1918, Hennys und Victors Tochter
LEONHARD VANDENBERG »Leo« * 1929, Hennys und Victors Sohn
GUNTAM HARRICH * 1901, Arzt, Antonias Freund
KARLA PETERSEN * 1842, Ricardas und Rosels Mutter
ROSAMUNDE VON FREYSTETTEN »Rosel« * 1865, Ricardas Schwester
FRIEDEMANN VON FREYSTETTEN * 1864, Rosels Mann
FRANZ VON FREYSTETTEN * 1888, Friedemanns und Rosels Ältester
FLORENTINE VON FREYSTETTEN * 1862, Friedemanns Schwester und Victors Mutter
FRIEDA LANDSMANN * 1907, Friedemanns und Rosels Tochter
JONATHAN LANDSMANN * 1895, Friedas Ehemann
FELICITAS und FELIX * 1929, Friedas Zwillinge
JOANNA * 1931, Tochter von Frieda und Jonathan
CELIA FAHRLAND * 1898, Freundin von Toni
FRIEDA HINNES »Ida« * 1925, Celias Tochter

EDGAR HINNES * 1897, Ingenieur, Celas geschiedener
Mann

JOSEFINE DALDRUPP »Fini« * 1896, Sprechstundenhilfe

DORIS KAUFMANN * 1901, Schauspielerin

ERNST WAGNER * 1878, Kriminalrat

KLAUS GRAMZOW * 1899, Friedemanns Fahrer

DAS GLÜCK DES AUGENBLICKS

— ♦ —

Silvester 1930

Den Jahreswechsel unter Palmen am eigenen Swimmingpool verbringen! Gab es etwas Schöneres?

Vielleicht nichts Schöneres, dachte Henny. Aber sie lebte nicht in Kalifornien, um einen ausgedehnten Urlaub zu genießen. Auch wenn es sich manchmal so anfühlte. Sie war Ärztin und musste diesen Beruf auch am letzten Tag des Jahres ausüben, um einem kleinen Menschen auf die Welt zu helfen. Leider befand sich die Hochschwangere an diesem Silvestermittag in einer schwierigen Lage – der Fötus lag quer.

So bald würde es also nichts werden mit den Vorbereitungen zur ersten Silvesterparty in Hollywood.

Zu Hause warteten nicht nur ihre Familie auf sie, sondern demnächst auch die ersten Gäste. Und sie hörte ihre Zwölfjährige maulen, dass ihre *Mom* doch schon über Weihnachten Dienst gehabt hätte, was in den USA ohnehin nur ein einziger Feiertag war. »Schließlich bin ich die neue Oberärztin, und ich habe als Letzte angefangen, da kann ich mich nicht drücken«, hatte sie versucht, sich zu rechtfertigen. Dass die Frauenstation obendrein erst im Aufbau befindlich war, das hatte sie wohlweislich weggelassen. Es hätte zu sehr daran erinnert, dass die Familie gerade damit beschäftigt war, ihr gesamtes Leben neu zu erfinden.

Manchmal war es eben besser, die Dinge zu nehmen, wie

sie kamen. So wie die Patientin mit der Querlage, die sich des Ernsts der Situation nicht bewusst war. Sie lachte und scherzte, wobei sie überwiegend Spanisch sprach, was hier einige Patienten taten. Ihr Körper wurde offensichtlich von Glücksgefühlen überschwemmt, obwohl sie immer wieder von Wehen gepeinigt wurde.

Henny ging die Möglichkeiten durch, die ihr offenstanden; es waren genau genommen nur zwei. Und keine von beiden war verlockend. Denn das Krankenhaus, an dem sie ihre neue Verantwortung übernommen hatte, war klein, und sie war alles andere als eine erfahrene Gynäkologin. Was am *Cedars of Lebanon Hospital* durchaus bekannt war, wo man jedoch händeringend eine Frauenärztin brauchte.

Während fast ihrer gesamten Laufbahn hatte sich Henny in die Onkologie eingearbeitet, sich in New York ausgebildet und in Berlin eine eigene Praxis gehabt, galt auf ihrem Gebiet als Vorreiterin. Doch hier in Los Angeles, am *Cedars*, wurde sie nicht als Expertin für Krebs benötigt. Henny hatte das Beste aus der Situation gemacht und sich in der Fachliteratur über Frauenheilkunde vergraben, als gälte es, ein Examen zu bestehen. Was auch tatsächlich der Fall war, und zwar täglich aufs Neue.

So war sie auch auf die Lehre über die Hormone gestoßen, ein ganz neues Fachgebiet, in dem sich Chemie und Biologie zu einem heimlichen Stelldichein mit der Psychologie verabredet hatten. Und da hieß es, dass der Körper unter großer Anspannung – die Kollegen benutzten das in diesem Zusammenhang ungewohnte Wort *stress* – besonders viele Hormone produzierte, um sich selbst zu schützen. Die Hochschwangere, die vor Henny auf dem Bett lag, profitierte offenbar gerade von diesem Mechanismus. Für sie als Ärztin war das ein nützliches Wissen, denn sie

wollte den Selbstschutz des Körpers bei ihrem Vorgehen einbeziehen.

»Wir verzichten zunächst auf Morphinum«, sagte sie auf Englisch zu der jungen Hebamme Maria, die ihr im Kreißsaal helfen sollte und bereits eine Spritze aufziehen wollte.

Denn Henny erinnerte sich an ihre jüngere Schwester Antonia, die eine Weile in Ostafrika gelebt und dort an einem Krankenhaus jede Menge praktischer Erfahrungen hatte sammeln können. Weil in Daressalam Improvisation oberstes Gebot gewesen war, konnte Antonia ungewollt zur Spezialistin für komplizierte Geburten werden. Das hatte sie ihrer älteren Schwester Henny ganz praktisch vorgeführt, als sie Frieda, die Kusine der beiden, in deren eigenen Bett von Zwillingen entbunden hatte. Das war auch so eine der Lektionen, die Henny in letzter Zeit hatte lernen dürfen: Ihre einstmals *kleine* Schwester war zur gestandenen Kollegin herangereift, deren Können ihren Respekt verdiente.

Jetzt nahm Henny Hebamme Maria zur Seite. »Unterhalten Sie sich bitte mit der Patientin. Reden Sie mit ihr über die anderen vier Kinder, die sie hat. Erzählen Sie, wie wunderbar es ist, dass das Kind gerade heute kommt, an Silvester. Die Frau ist gläubig. Erinnern Sie sie daran, dass Gott sie an diesem Tag mit diesem Kind segnet. Lenken Sie sie ab und ich drehe das Kind.«

Die Hebamme, die wohl höchstens Anfang zwanzig war, starrte sie entsetzt an: »Sie tun *was?*«

Es war die fünfte Geburt der Patientin, aber sie hatte von weiteren Schwangerschaften erzählt.

Daraus zog Henny ihre Schlüsse, die sie der Hebamme erklärte: »Die Gebärmutter lässt diesem kleinen Fötus sehr viel Platz, darum liegt er falsch. Das korrigiere ich. Okay? Fangen wir an.«

Ihr Vorgehen würde für die Kreißende schmerzhaft sein. Ein Kaiserschnitt – was die zweite Option gewesen wäre – barg allerdings ein wesentlich größeres Risiko, da die Fruchtblase bereits geplatzt war. Denn ein Anästhesist musste gerufen werden und ein Chirurg.

Das konnte in Los Angeles Stunden in Anspruch nehmen: Viele kleine, teils weit voneinander entfernte Ortschaften begannen etwas darzustellen, das Los Angeles noch längst nicht war – ein zusammenhängendes Stadtgebilde. Bis all die Spezialisten, die längst in Feierstimmung waren, eingetroffen sein würden, wäre Neujahr. Der Kalender zeigte zwar noch für ein paar Stunden das Jahr 1930. Die Sterblichkeit von gebärenden Frauen lag in diesem Teil der Welt allerdings auf einem Niveau, auf dem sie in Berlin Jahrzehnte zuvor gelegen hatte – bei über fünfzig Prozent.

Das sah Hebamme Maria ein: »Ja, Frau Doktor.«

Mit höchster Konzentration machte sich Henny ans Werk.

Damals, als sie sich mit dem Krebs und seinen Symptomen beschäftigt hatte, hatte sie begonnen, ihre Arbeit als Zwiegespräch mit dem Körper einer Patientin zu verstehen. In der Behandlung von Schwangeren, das spürte sie in diesem Fall besonders deutlich, gewann die Kommunikation zwischen Behandlerin und Behandelter eine neue Dimension. Sie hatte keine Röntgenapparate zur Verfügung, denn die Strahlen, das war inzwischen bekannt, schädigten Ungeborene. Sie hatte nur ihre Hände, ihre Ohren und ihr Gespür, um alles richtig zu machen. Wie früher, wie zu den Zeiten, als ihre Mutter Ricarda sich das Wissen einer Frauenheilkundlerin erworben hatte.

Schließlich wusste sie, dass der neue Mensch hinaus konnte in die Welt, die ihn erwartete. Bald darauf glitt er in

ihre Hände, sie überließ es der Hebamme, den kleinen Jungen abzunabeln und zu versorgen, und kümmerte sich um die Nachversorgung der Patientin. Nur eine Stunde später – die Sonne stand glutrot über dem Meer – lag der Säugling an der Brust seiner glücklichen Mutter.

Die junge Hebamme blickte Henny mit leuchtenden Augen an. »Bitte, Frau Doktor, bringen Sie mir bei, wie Sie das gemacht haben.«

Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass auf ihrer kleinen Station alles in Ordnung war, ging Henny zu ihrem Auto, das als Vorletztes auf dem Parkplatz vor dem Gebäude des Krankenhauses stand, um heimzufahren.

Sie blickte hinauf in das satte Blau des Himmels über Kalifornien und dachte an ihre Großmutter Karla, deren Glauben ihr immer etwas fremd geblieben war. Für Henny war Wissenschaft der Maßstab ihres Denkens, für Karla war es die Zuversicht, dass Gott es besser wüsste als seine Kreaturen. Für den kurzen Moment, in dem Henny sich bei der Behandlung der Kreißenden entschieden hatte, auf die kaum erforschten Hormone und damit auf sich selbst zu vertrauen, hatte sie da etwas empfunden, das sich der Logik einer bestens ausgebildeten Ärztin entzog?

»Ich habe dich lieb, Großmutter«, sagte sie hinauf zum blauen kalifornischen Himmel, der zum selben Zeitpunkt längst pechschwarz war über Deutschland, wo das neue Jahr begonnen hatte. »Bleib gesund.«

Henny wurde etwas rührselig, da sie wegen ihrer Arbeit ganz vergessen hatte, dass der Jahreswechsel in ihrer Heimat schon stattgefunden hatte.

Du auch, Mutter, und du, Toni, setzte sie in Gedanken hinzu.

Morgen würde sie Neujahrsgrüße per Telegramm nach Hause schicken, beschloss sie.

Schlimmer durfte sie das Heimweh in ihrem Herzen nicht wüten lassen! Sie startete den Motor ihres cremefarbenen *Ford T*. Ein hübsches kastenförmiges Auto mit großen schwarzen Kotflügeln. Das Lenkrad war riesig, der Schalthebel schwergängig. Das billig gebraucht gekaufte, ein paar Jahre alte Gefährt war unabdingbar, wenn sie diese Arbeit ausführen wollte. Ein Stück Selbstständigkeit.

Die Strecke nach Hause war denkbar einfach – immer geradeaus den Santa Monica Boulevard westwärts, viele Hügel mit keuchendem Motor langsam hinauf, schneller hinab, immer dem Meer und der untergehenden Sonne entgegen. Vor ihrem geistigen Auge sah sie ihren Mann Victor, ihre Tochter Vicky und das Baby Leo vor sich – ihre kleine Familie, Anker in einer noch fremden Welt. Für die Umgebung rechts und links der teilweise noch nicht asphaltierten Straße hatte sie kaum ein Auge. Der überwiegende Teil der Gegend, durch die sie fuhr, war trockenes Brachland, teils mit Kakteen, oder große Werbetafeln versprachen, dass hier neue Wohnviertel entstünden, was Henny unvorstellbar erschien. Schon etliche Male war Henny diese Route gefahren.

Als ein kleines dunkles Lebewesen auf die Fahrbahn huschte, hielt Henny es für eine Ratte. Da jedoch fast in demselben Moment ein Mädchen aus den mannshohen Büschen an der Böschung auftauchte, lag die Vermutung näher, dass es sich um eine entlaufene Katze handelte. Zunächst blieb das Tierchen auf der Straßenmitte stehen, dann holte das Kind es ein, hob es hoch und umklammerte es. Währenddessen drückte Henny mit aller Kraft auf die Bremse. Und trat ins Leere. Direkt durch bis auf das kaum verkleidete Blech des Chassis.

Luft in den Bremsschläuchen war ein häufiges Problem älterer Autos, das fiel ihr sofort ein. Sie musste das Brems-

pedal schnell loslassen, erneut drücken, loslassen – und nun griffen die Bremsen. Jedoch zu spät.

Das Mädchen blieb wie erstarrt stehen. Henny blickte direkt in seine Augen, dunkle, große Augen, in denen eine unausgesprochene Frage stand. Kurz bevor einer der sanft geschwungenen schwarzen Kotflügel das Kind treffen konnte, ließ Henny die Bremse los, riss gerade noch das Lenkrad herum, was den Wagen auf dem sandigen Untergrund prompt ausbrechen ließ. Es gelang ihr zwar, die Schleuderbewegung abzufangen, aber zum Stehen kam der schwerfällige Ford erst nach etlichen weiteren Metern.

Hennys Herz schlug bis zum Hals. Sie hatte großes Glück gehabt, dass das Auto nicht umgestürzt war. In Sorge um das Kind stieß sie die Wagentür auf und rannte zurück.

Das Mädchen lag auf der staubigen Fahrbahn, Henny kniete sich neben sie. Der zarte Körper des Kindes zuckte unkontrolliert, während es die Augen verdrehte.

Dass am Straßenrand eine junge Katze saß und mauzte, nahm Henny kaum wahr.

Ricarda liebte die klaren, kühlen Morgen, wenn die sanften Hügel Ostbrandenburgs unter einer dünnen weißen Schneedecke leuchteten. Warm angezogen, ließ sie am Silvestermorgen den Blick über die friedliche Landschaft gleiten. Der Schnee glitzerte, als wären Millionen winziger Perlen darauf verstreut, aber am Horizont zogen schwere Wolken auf. Sie bedauerte, dass Siegfried nicht bei ihr war, aber die Kälte machte seinen Gelenken zu schaffen, und so hatte sie ihrem Mann geraten, sich am Feuer des Kamins zu wärmen. Sie machte sich Sorgen um seine Gesundheit, für das neue Jahr nahm sie sich vor, deshalb aktiv zu werden. Was nicht einfach werden dürfte, da der siebzigjährige

Herr Sanitätsoffizier Dr. Thomasius keine Schwäche zeigen wollte.

Gerade als sie den in einer leichten Senke ruhenden zugefrorenen Schlossee erreichte, riss sie ein Schuss aus den Gedanken. Im selben Moment stiegen Fasane so dicht vor ihr in das Kristallblau des Winterhimmels auf, dass sie zusammenzuckte. Kurz darauf wurde erneut mehrfach geschossen.

Die morgendliche Spaziergängerin atmete erleichtert auf, als keiner der Vögel getroffen zu Boden stürzte. Sie fand, dass es eine unglaubliche Verantwortungslosigkeit war, morgens Fasane zu jagen, ohne Spaziergänger mit einem Schild zu warnen. Schließlich war der Schlosspark für jedermann zugänglich, auch wenn es zu dieser Stunde niemand außer ihr tat. Wieder einmal fühlte sie sich unangenehm erinnert an Vorgänge, die Jahrzehnte zurücklagen und sich in diesem Park zugetragen hatten. Ausgerechnet in dem See, an dem sie sich gerade befand, war ihre ältere Schwester Antonia ertrunken wegen einer unverantwortlichen Nachlässigkeit, derer sich der Vater des gegenwärtigen Grafen schuldig gemacht hatte.

Unsinnig erschien ihr die Ballerei obendrein, denn ihr Schwager, Friedemann von Freystetten, züchtete in Käfigen Fasane, die er vorwiegend an Gastronomen in der Hauptstadt verkaufte; Gut Freystetten hatte einen exzellenten Ruf als Wildbretlieferant.

Ricardas Laune war verdorben. Über die Orangerie und den Marstall kehrte sie zum Schloss zurück. Gerade als sie die gräflichen Stallungen erreichte, hörte sie zwei Männerstimmen. Die Jagdhunde von Graf Friedemann, zwei Weimaraner, begrüßten sie schwanzwedelnd. Der Graf und sein Sohn stiegen von ihren Pferden, wobei der Ältere eindeutig gelenkiger wirkte. Was auch deshalb erstaunlich

war, weil Franz ein hochdekoriertes Offizier der Reichswehr war.

»Alles Gute zum Geburtstag, Franz«, begrüßte sie den Jüngeren, der an diesem Tag seinen zweiundvierzigsten feierte.

Der Schlosserbe kam selten zu Besuch, hielt seiner Mutter zuliebe jedoch den Brauch aufrecht, zumindest einige Stunden am letzten Tag des Jahres hier zu verbringen.

»Danke, Tante«, schnarrte er im Offizierston.

Trotz ihrer Verstimmung blieb sie freundlich: »Das Jagdglück war dir hold?«

Franz ignorierte die Frage. Es stand schon länger nicht gut zwischen den beiden.

»Jagdglück«, wiederholte Friedemann spöttisch. »So kann man das auch nennen, Franz, nicht wahr?«

»Lass mich in Ruhe, Vater.«

Der Jüngere kümmerte sich nicht um sein nass geschwitztes Pferd, nickte Ricarda flüchtig einen Gruß zu und verließ die aus Stein gemauerten Hallen, in denen die Pferde unterstanden. Ricarda bemerkte ein leichtes Hinken an ihm.

»Was ist los mit Franz?«, fragte sie.

Da die Stallknechte die Pferde übernahmen, wandten sich der Graf und Ricarda mit den beiden großen grauen Hunden dem Schloss zu.

»Ich weiß nicht, was er hat. Der Junge war jahrelang unser Schützenkönig«, sagte Friedemann. »Und in letzter Zeit trifft er nicht mehr ... ich verstehe es nicht.« Er sah seine Schwägerin an. »Franz' Pech bleibt bitte unter uns, Ricarda. Auch zu Rosel kein Wort.«

Die Bitte, ihre Schwester außen vor zu lassen, hielt Ricarda nicht davon ab, Siegfried davon zu erzählen, als sie in das Gesindehaus neben dem Schloss zurückkehrte. Das

Ehepaar Thomasius wohnte während seines Aufenthalts bei Ricardas Mutter Karla im sogenannten Gesindehaus neben der Schlosseinfahrt. Die Gesellschaft der alten Dame war ihnen beiden lieber als der immer etwas kühle Prachtbau.

»Wenn Franz nicht trifft, fühlt er sich in seiner Ehre gekränkt. Für uns Soldaten gibt es kaum etwas Wichtigeres. Das muss ich dir doch nicht erklären, Rica.«

Ihr Neffe war alles andere als ein netter Kerl, um den Ricarda sich sorgte. Er war seit ein paar Monaten Abgeordneter im Reichstag für die NSDAP und galt als einer ihrer Hoffnungsträger. Die gesamte Familie und mit ihr Ricarda hatte den Verdacht, dass Franz den Prügelangriff auf ihre älteste Tochter in Auftrag gegeben hatte. Es waren seine SS-Leute gewesen, die Henny zusammengeschlagen hatten, was Franz naturgemäß bestritt.

Der einstige Sanitätsarzt Siegfried schmunzelte mit der Abgeklärtheit eines Altgedienten. »Die Frage ist doch: *Weshalb* trifft er nicht? Besser gesagt: nicht *mehr*.«

Ricardas Mutter Karla hatte das Gespräch verfolgt. »Drüben reden sie schlecht von Franz«, sagte sie.

Als Mutter von Gräfin Rosel und einstige Schlossköchin entging der Achtundachtzigjährigen nichts. Für wen ihr Herz schlug, verriet Ricarda die Formulierung *drüben*.

»Was reden sie über Franz?«, fragte sie.

»Du weißt schon, Rica: Da heiratet der ewige Junggeselle Franz endlich, und dann läuft ihm die Frau davon«, sagte Karla. »Und die Sache mit der kleinen Felicitas erst! Jetzt muss sich Rosel um das Kind kümmern. Und sobald sie es tut, verlässt ihr Herr Sohn sofort den Raum. Als hätte das Kindchen eine ansteckende Krankheit. Das ist doch schrecklich!« Sie seufzte schwer.

Schon in Kürze würde es Franz nicht mehr gelingen, sei-

ner Tochter aus dem Weg zu gehen. Ricarda konnte nur hoffen, dass der übellaunige junge Graf seine Abneigung gegenüber Kindern im Zaum hielt.

Im Salon war der Mittagstisch für das Silvesteressen festlich geschmückt. Hinter den bodentiefen Rundfenstern lag der Park im Dämmerlicht des nun wolkenverhangenen Mittags, drinnen schufen der Kristalllüster und die Kerzen in den Silberleuchtern eine vornehme Atmosphäre. An der Stirnseite der langen Tafel saß Graf Friedemann, rechts und links von ihm seine Frau Rosel und Sohn Franz. Ricarda hatte zwischen ihrer Schwester und ihrer Mutter Platz genommen, Siegfried saß ihr gegenüber, womit die beiden Offiziere Tischnachbarn waren.

Die siebte Person im Raum befand sich in einem Laufgitter direkt neben den beiden Schwestern. Großmutter Rosel legte viel Wert darauf, dass ihre blondgelockte Enkelin bei den Mahlzeiten in ihrer Nähe war. Die fünfzehn Monate alte Felicitas von Freystetten saß auf dem Boden und war damit beschäftigt, an einer Möhre zu knabbern. Ihre ersten Backenzähnnchen standen kurz davor durchzubrechen, das Gemüse massierte offenbar wohltuend ihr Zahnfleisch. Rings um sie verstreut lagen verschiedene Puppen.

Rosel warf dem Kleinkind, das mit seinem Rüschenkleidchen selbst wie ein Püppchen zurechtgemacht war, einen verzückten Blick zu. »Nächstes Jahr darfst du mit uns am Tisch sitzen, mein Schätzchen«, versprach sie.

»Ich glaube nicht, dass sie dich versteht, Mutter«, knurrte Franz. »Und ich weiß auch nicht, ob das eine wirklich gute Idee ist. Im Salon haben Kinder nichts zu suchen.«

Rosel lächelte tapfer gegen seine Rüge an. Ihr Mann schwieg.

Es wurde Fasan mit Birne, Rotkohl und Klößen serviert.

Friedemann brachte einen Toast zum Geburtstag seines Sohnes aus, man hob die Gläser und trank auf seine Gesundheit.

Und Rosel sagte: »Danke dir, Franz, dass du heute mit Vater jagen warst. Wilder Fasan schmeckt eben doch am besten.«

Sie bemerkte den Unterschied offenbar nicht, und Ricarda hätte ihn ebenfalls nicht herausgeschmeckt.

»Ich habe die Schüsse gehört«, fuhr Rosel fort. »Die Jagd hat dir gewiss Freude bereitet.«

»Selbstverständlich«, knurrte Franz und strich sich mit einer seiner manikürten Hände über den glatt polierten Schädel.

Die Brust seiner Offiziersuniform war mit ein paar Orden geschmückt, deren Bedeutung Ricarda nicht entziffern konnte. Wichtig waren sie gewiss. Als Oberst hatte er gemeinsam mit seinen Soldaten den Krieg verloren, wenngleich er selbst dabei an den Kartentischen der Obersten Heeresleitung in Berlin gestanden hatte. Seit der Kapitulation des Deutschen Reichs – mithin seit über zwölf Jahren – machte er keinen Hehl daraus, dass er auf einen neuen Krieg hoffte, um die verloren gemeinte Ehre des Vaterlandes wiederherzustellen.

»Wie gefällt es dir im Reichstag?«, fragte seine Mutter.

»Das ist eine Schwatzbude, reine Zeitverschwendung«, lautete die karge Antwort. »Wenn wir erst mal an der Macht sind, werden wir diese Geldverschwender nach Hause schicken.«

»Da bin ich anderer Meinung, Franz«, widersprach sein Vater, der bereits zum zweiten Mal als Abgeordneter einer konservativen bürgerlichen Partei wiedergewählt worden war. »Dennoch wünsche ich dir Erfolg. Man sagt dir eine große Laufbahn voraus, mein Sohn.«

»Politik ist kein schönes Tischthema«, warf Großmutter Karla ein. »Reden wir lieber über die Kinder, ja? Hat Henny aus Kalifornien geschrieben? Sie hat mir mal gesagt, es würde dort nie schneien. Ist das nicht schrecklich? Eine Welt ohne Schnee!«

»Wenn du meine Knochen fragst, sind die anderer Meinung«, warf Siegfried schmunzelnd ein.

»Ich kann dir nur beipflichten, Großmutter«, meldete sich Franz zu Wort. »Wer den Wert der Heimat nicht zu schätzen weiß, ist zu bedauern.«

»Es gibt leider Menschen, die sich alle Mühe geben, die Heimat in einen ungemütlichen Ort zu verwandeln«, sagte Siegfried mit einem Seitenblick zu seinem Tischnachbarn.

Ricarda musste über die Spitze gegen den Faschisten Franz lächeln. Der wollte gerade zu einer Erwiderung ansetzen, als Felicitas zu weinen begann.

Rosel beugte sich zu ihrer Enkelin hinunter und hob sie aus dem Laufstall. »Oh, meine Kleine, tun dir wieder die Zähnen weh?«

Damit nahm sie das schreiende Kind, dem der Speichel aus dem Mund lief, auf den Schoß.

»Nein, Mutter, das machst du nicht«, sagte Franz scharf. »Ruf bitte die Amme, damit sie sich um das Kind kümmert.«

»Aber Franz, sie hört gleich wieder auf. Warte einen Moment.«

»Mit diesem Balg am Tisch ist jede Konversation unmöglich!«

»Besonders hochgeistig war unser Gesprächsniveau gerade nicht«, sagte Siegfried.

»So, meinst du?«, fragte Franz herablassend.

In der Hierarchie des Militärs stand er weit oberhalb des pensionierten Sanitätsoffiziers.

Da es Rosel nicht gelang, Felicitas zu beruhigen, stand Franz schließlich vom Tisch auf. »Ich wünsche einen schönen Tag.«

Er legte die Serviette ab und strebte zur Tür. Niemand versuchte, ihn aufzuhalten.

Wieder fiel Ricarda sein leichtes Hinken auf. Hatte er Schmerzen? Kam daher seine angespannte Stimmung? Im Grunde war es ihr einerlei. Obwohl er ihr Neffe war, hatte sie ihn nie leiden können. Seine politische Einstellung hatte sie darin nur bestärkt.

»Was ist eigentlich mit Toni?«, fragte Großmutter Karla in dem Versuch, ein erfreulicheres Thema anzuschneiden. »Nicht einmal Weihnachten war sie hier. Dabei war ihr das Christfest im Kreise der Familie immer am liebsten!«

Weder Ricarda noch Siegfried stand der Sinn danach, der alten Dame die Wahrheit zu sagen. Der Streit zwischen den Familien Thomasius und Freystetten ruhte nur; eine Versöhnung hatte es bislang nicht gegeben. Dennoch war es gelungen, das unerfreuliche Thema von der Seniorin fernzuhalten: Antonia mied Freystetten seitdem.

»Toni geht es gut«, antwortete Ricarda in der festen Überzeugung, dass es so war.

Das Leben ihrer Jüngsten hatte eine Wende genommen, von der sie als Mutter kaum noch zu träumen gewagt hatte. Und von der heutigen Nacht, der letzten des zu Ende gehenden Jahres, erhoffte nicht nur sie sich einen Neuanfang, einen wunderbaren.

Die elegante Wohnung am Bayerischen Platz war erfüllt von ausgelassenem Lachen und der Musik eines Jazztrios. Die forschenden Klänge des Klavierspielers, des Klarinettenisten und des Bassisten rissen aufgekratzte Paare zu Tanzschritten hin. In der Mitte des größten Salons war eine Pyramide

aus Champagnerkelchen aufgebaut, die im Licht des mit Papierschlängen geschmückten Kronleuchters glitzerte. Kellner schlängelten sich mit Tablett voller Kanapees durch die elegant gekleideten Damen und Herren.

Antonia konnte die ausgelassene Stimmung nicht richtig genießen, obwohl auch sie sich für diesen Anlass ein neues nachtblaues Abendkleid gekauft hatte, von der Stange zwar, aber mit tiefem Dekolleté, was sonst nicht ihr Stil war. Ihre langen brünetten Locken hatte sie hochgesteckt und sogar einen Hauch von Make-up aufgetragen.

Dies war schließlich ein besonderer Abend, nicht nur, weil es der letzte des Jahres war. Der Mann, mit dem sie an diesem Abend eine kleine Premiere begehen wollte, ließ sich bislang jedoch nicht blicken. Obwohl der Jahreswechsel in zwei Stunden anstand. Mit einem Kuss um null Uhr wollten sie sich vor aller Augen zu ihrer Liebe bekennen.

Sie versuchte, nicht daran zu denken, sondern das Fest zu genießen. Celia Fahrland, die nicht nur ihre Freundin war, sondern mit der sie sich auch eine Praxis teilte, hatte keine Mühen gescheut, einen unvergesslichen Abend zu gestalten. In diesem Moment behielt ein Jongleur sieben Bälle in der Luft und stellte anschließend dasselbe mit sieben Hüten an. Antonia klatschte gerade Beifall, als sie von einer Dame angesprochen wurde, die zum Stamm der Patientinnen gehörte. Eine ältere Frau mit Federboa und einem halben Gesichtsschleier, der wohl verwegen wirken sollte. Denn noch waren sie ja nicht so ganz vorbei, zumindest gefühlt, die Zwanzigerjahre, in denen Berlin die Hauptstadt der Sünde gewesen war.

»Entzückend sehen Sie aus, Frau Doktor!«, lobte die Dame.

Antonia ließ das so stehen; sie hatte keinen Titel. Aber

heute war Silvester, man durfte sein, wer oder was man sich zu sein wünschte.

»Danke, Frau Geheimrat.«

Der Gatte der Patientin ruhte seit etwa zehn Jahren unter der Erde und mit ihm sein Titel.

»Was ich Sie schon so lange fragen wollte, Frau Doktor: Wie geht es eigentlich Ihrer Frau Mutter? Und Ihrer Schwester! Ich habe beide schon so lange nicht mehr gesehen.«

»Sie sind beide wohlauf. Danke der Nachfrage, Frau Geheimrat.«

Hätte sie etwa sagen sollen, dass sie Henny seit Monaten nicht gesprochen hatte, weil die Westküste der USA, wo sie sich aufhielt, gewissermaßen am anderen Ende der Welt lag? Oder dass ihre Mutter gerade in ihrer neu gefundenen Rolle als Pensionärin aufging?

Das alles lächelte sie weg und kaute stattdessen einen Moment lang an der Tatsache, dass die Frage sie darauf hingewiesen hatte, wem sie als Teilhaberin der Praxis Thomasius in der Behrenstraße nachgefolgt war. Ihre Schwester, ihre Mutter und deren Nenntante hatten große Fußstapfen hinterlassen. Sie auszufüllen, machte Antonia nicht nervös, wohl aber, dass Patientinnen wie Frau Geheimrat sie ständig daran erinnerten, *die Kleine* zu sein, wie ihre Schwester Henny sie lange genannt hatte.

»Ich entführe sie Ihnen kurz, Frau Geheimrat.« Celia tauchte im rechten Augenblick auf, legte den Arm um Antonias Hüfte und lotste sie durch die Menge. »Du wirkst so nachdenklich. Mach dich bloß nicht verrückt wegen Gunttram, Toni. Der kommt gleich.«

Genau das schätzte Antonia an ihrer Freundin: Für sie war das Glas immer halb voll.

Celia war zwei Jahre älter als Antonia, eine zarte, dyna-

misch auftretende Person mit weizenblondem Haar. Heute hatte sie es sich in Löckchen legen lassen, um mit dem Vorurteil zu spielen, unter dem sie seit ihrer Kindheit litt – das niedliche Mädchen zu sein, das niemand ernst nahm. Das hatte sich in den letzten Jahren gründlich geändert: Celia Fahrland galt als Spezialistin für die Behandlung von Krebserkrankungen; mit diesem Aufgabenfeld war sie in die Praxis eingetreten, als Henny im August nach Kalifornien gewechselt war.

»Wir waren schon ausgefertigt, als Frau Winkler anrief. Juniors Bauch täte so weh«, berichtete Antonia.

»Wie alt ist besagter Junior?«

»Drei.«

»Das kann alles sein. Von der Kolik bis zum Blinddarmdurchbruch.«

»Guntram geht auch in der Silvesternacht kein Risiko ein.«

»Ich verstehe deine Enttäuschung, Toni.« Celia fasste sie bei den Schultern. »Aber wenn du jetzt schon verstimmt bist, wenn dein Mann sich verspätet – Entschuldigung: dein künftiger Gemahl –, dann vergiss das ganze Ding mit der Ehe. Du wirst noch hundert Mal auf ihn warten.« Sie grinste. »Und tausend Mal Guntram auf dich.«

Celia sprach aus Erfahrung; obwohl sie so jung war, hatte sie bereits zwei Ehen hinter sich. Oder: überstanden, wie sie gelegentlich sagte, denn beide Male hatten nichts an Dramatik fehlen lassen.

»Ich stelle dir jetzt eine Frau vor, Toni, der du von Afrika berichten musst«, sagte Celia.

»Ach, du meine Güte, Afrika! Das ist so lange her!«, protestierte Antonia.

Die Hausherrin führte sie durch die Räume ihrer hochherrschaftlichen Wohnung, die sich um zwei Seiten eines

großen Lichthofs zog. Kollegen von der Charité und Freunde aus Studienzeiten, Leute vom Film, vom Theater, aus Wirtschaft und Politik waren gekommen. Nicht immer fielen Antonia sogleich die Namen zu den Gesichtern ein, obwohl sie mitgeholfen hatte, die Einladungskarten zu schreiben.

In einem der kleineren Salons wurde eine burschikos wirkende junge Frau, die dem festlichen Anlass zum Trotz einen Straßenanzug für Herren mit Weste und Krawatte trug, von Gästen umgeben, die ihr aufmerksam lauschten. Celia schob sich und Antonia dicht an die Dame heran, die ihr dunkelblondes Haar mit bravem Seitenscheitel trug. In bestechender Weise wirkte sie sowohl provinziell als auch weltgewandt.

»Elly, das ist meine beste Freundin Toni und Partnerin in unserer Praxis. Sie kennt Afrika aus eigenem Erleben. Toni, das ist Elly Beinhorn, die es sich in den Kopf gesetzt hat, in ein paar Tagen nach Afrika zu fliegen.«

»Das ist nicht Ihr Ernst!«, platzte es aus Antonia heraus.
»Es ist jetzt im Winter eisigkalt da oben in den Lüften!«

Mit diesem Ausruf hatte sie alle Aufmerksamkeit gewonnen. Man starrte sie regelrecht an.

»Nun ja«, schob sie rasch nach, »ich bin von Tansania nach Alexandria in Ägypten geflogen. Das hat mehrere Tage gedauert. Es war ziemlich kalt, denn Afrika besteht nicht nur aus sonnendurchglühter Steppe.«

»Sie müssen mir davon berichten«, sagte Elly Beinhorn und wandte sich an Celia Fahrland: »Lia, du kennst die richtigen Frauen.«

»Wir haben unsere Flugzeuge auf dem Flugplatz in Staa-ken stehen«, erklärte Celia Fahrland, die nicht nur eine Fluglizenz, sondern auch eine eigene Maschine besaß. »Jedoch: Elly fliegt und ich träume davon, weit wegzufiegen.«

»Ich habe die paar Male, als ich das Glück hatte, dich auf Flügen zu begleiten, sehr genossen, Lia«, sagte Antonia. »Im Moment bin ich jedoch heilfroh, dich jeden Tag in unserer Praxis zu wissen.«

Die Runde stimmte lachend zu.

»Irgendwann werde ich es Elly gleichtun, Toni. Ihr alle werdet es erleben. Ich wollte schon damals gemeinsam mit meiner Freundin Antonia nach Afrika.«

Antonia ergriff die Hand der Freundin. »Ich werde dir den Rücken freihalten, wenn du endlich dein Fernweh stillst.« Aber sie hoffte insgeheim, dass Celia sich noch Zeit ließ mit der Erfüllung ihres großen Traums.

»Ein Versprechen für das neue Jahr!«, rief jemand. »Darauf trinken wir.«

»Erzählen Sie! Wie war Afrika?«, fragte Elly Beinhorn interessiert.

Ein Kellner ging vorbei mit einem Tablett voller Champagnergläser, Antonia nahm sich eins, atmete den Duft des moussierenden goldgelben Weins ein und erzählte von ihrem Abenteuer, das sie fast mit dem Leben bezahlt hatte.

»Die Jugend birgt den Reiz, verrückte Dinge tun zu können«, sagte sie. »Ich fühlte mich frei und probierte mich aus. Von den Konsequenzen wollte ich nichts wissen.«

Sie blickte in die Gesichter von Menschen, von denen viele älter als sie waren und die unter Umständen nachvollziehen konnten, wovon sie sprach.

In diesem Moment sah sie den Mann im Türrahmen lehnen, auf den sie seit Stunden wartete. Sein Smoking saß immer noch perfekt, obwohl er gerade eben noch im Dienst gewesen war. Er lächelte sie verliebt an.

»Aber es geht um die Konsequenzen«, fuhr Antonia fort. »Immer geht es um das, was aus dem folgt, was man gerade tut. Als ich in Afrika war, bekam ich einen Brief. Als ich ihn

öffnete, rieselten mir unzählige getrocknete Rosenblätter in den Schoß.« Die Erinnerung ließ ihre Stimme vor Rührung leicht schwanken. »Da hatte jemand an Konsequenzen gedacht. Ich stelle Ihnen diesen Jemand jetzt vor.« Sie ging Guntram entgegen. »Sie kennen Doktor Harrich als Lias und meinen Partner in unserer Praxis.« Sie trat zu ihm und legte den Arm um seine Hüfte. »Und nun lernen Sie ihn und mich als Paar kennen.«

Sie sah Guntram an, dass ihre gefühlsstarken Worte auch ihn ergriffen. Zum Dank küsste er zärtlich ihre Lippen.

»Ein neues Paar! Es lebe hoch!«, rief jemand.

»Auf Toni und Guntram«, sagte Celia. »Möge euer Glück ewig währen!«

»Wo ist der Fotograf?«, fragte eine Dame. »Schnell! Knipsen Sie das glückliche Paar!«

Der Mann hantierte mit seiner Kamera und jemand sagte: »Welch eine ungewöhnliche Konstellation! Zwei Ärztinnen und ein Arzt teilen sich eine Praxis, und davon sind zwei ein Paar. Celia, Sie werden sich doch hoffentlich nicht als drittes Rad am Wagen fühlen?«

»Ganz im Gegenteil! Ich wache über das Glück meiner Freunde«, sagte Celia.

Gemeinsam mit einem Mann in aller Öffentlichkeit als Paar aufzutreten, das hatte es bei Antonia zuvor nicht gegeben. Manche hatten gemeint, sie wäre zu dickköpfig, um einen Mann zu halten, oder ihr freches Mundwerk verschreckte das wohl doch nicht so starke andere Geschlecht. Sie hatte nach außen die Ansicht vertreten, dass eben keiner zu ihr gepasst hatte, obwohl es durchaus Kandidaten gegeben hatte.

Nun jedoch, am letzten Tag des Jahres, stand für sie fest: Es sollte kein Zurück mehr geben zu einem Leben als Mauerblümchen, wie eine Frau genannt wurde, die mit

dreißig ohne Mann durchs Leben ging. Nicht so sehr, weil Antonia sich Sorgen machte, was die Leute von ihr dachten. Es war eher so, dass ihr Herz sich nach Wärme sehnte, wie frierende Finger einen Handschuh brauchten, und Guntram war der Richtige, davon war sie überzeugt. Arm in Arm verschränkt, sich zu ihrer endlich gefestigten Liebe bekennd. Ein unglaublich schönes Gefühl.

»Was war denn los mit Junior?«, fragte sie ihn, als sie ungestört waren.

»Ich hatte gleich so ein Gefühl, als ich ihn sah. Ich habe ihn in die Charité bringen lassen und bin bei ihm in der Notaufnahme geblieben, damit er richtig behandelt wird an einem Tag wie heute. Ein unglaublicher Andrang! Und tatsächlich: Blinddarmdurchbruch. Tut mir leid, Toni. Ich wollte wirklich früher hier sein.«

»Solange du Menschenleben rettetest, ist unsere Liebe nicht in Gefahr.«

Er lachte über ihren Scherz und machte ihr Komplimente für ihr Aussehen. Aber ihm war anzumerken, dass seine Gedanken den kleinen Patienten nicht so schnell loslassen konnten.

»Ich vertraue den Kollegen, dass sie es richtig machen«, sagte Guntram.

Mit einigen von ihnen hatten er und Antonia studiert.

»Lass uns die Arbeit für eine Weile vergessen und tanzen!«, forderte Antonia ihn auf. »Hörst du? Das ist ein Tango!«

Sie zog Guntram in den Raum, in dem eine argentinische Band lebhaft aufspielte. Sie sehnte sich danach, seine Bewegungen zu spüren, sein Zögern, mit ihm zusammen Mut zu fassen, sich sicher zu fühlen, einen vertrauten Blick zu tauschen, der jedes Wort überflüssig machte.

Als es auf Mitternacht zuing, wurden Antonia und

Guntram von Frau Geheimrat beglückwünscht. »Erleben wir denn heute Nacht noch eine Verlobung?«

Sich danach zu erkundigen, war an einem solchen Abend durchaus naheliegend. Deshalb wurde Antonia schlagartig klar, dass sie in ihrer Freude wohl unbedacht vorgegangen war. Die Silvesternacht war der perfekte Zeitpunkt für die Bekanntgabe einer Verlobung, um dann gleich anzuhängen: Und im Sommer heiraten wir!

Wenn es in ihrem Fall nur so einfach gewesen wäre ...

Tausende Kilometer von ihrer Schwester Antonia entfernt, stand Henny gerade unter Schock. Obwohl sie sich schon in etlichen brenzligen Situationen befunden hatte. Sie machte sich Vorwürfe, auf unverantwortliche Weise versagt zu haben. Wäre sie mit ihren Gedanken nicht sonst wo gewesen – gleichzeitig bei ihren Liebsten in Berlin und Freysetten und bei der eigenen Familienfeier zu Silvester, die sie dringend vorbereiten musste –, hätte sie das auf die Straße rennende Kind wohl rechtzeitig wahrgenommen.

Nun zuckte das auf dem staubigen Santa Monica Boulevard liegende Mädchen unkontrolliert. Henny bemühte sich, die Kleine, die sie auf höchstens acht Jahre schätzte, zu stabilisieren. Sie hatte braune Haut, trug ein verschlissenes Kleid, war barfuß und nicht nur dünn, sondern eher unterernährt.

Allmählich begann Henny die Situation zu begreifen. Der Körper des Kindes wies keinerlei äußere Verletzungen auf. Ein Schlag gegen den Kopf konnte allenfalls stattgefunden haben, als die Kleine gestürzt war. Also während Henny bereits versucht hatte, die Kontrolle über das Auto zurückzubekommen. Aber es hatte doch kein Zusammenprall stattgefunden! Oder hatte der schleudernde Wagen das Kind noch erfasst? Aber wieso die Zuckungen, wenn

der Kopf des Kindes nicht einmal eine Schürfwunde aufwies?

Wie auch immer – das Kind musste sofort ins Krankenhaus! Wie sollte Henny das anstellen? Ganz allein. Zwar brauste hier irgendwo zwischen Beverly Hills und Santa Monica hin und wieder ein Auto vorbei, tauchte alles in eine Staubwolke und verschwand. Es musste ihr irgendwie gelingen, die Kleine im *Cedars* röntgen und behandeln zu lassen. Und das an Silvester, wo niemand da war, der das übernehmen konnte, fiel ihr schlagartig ein. Im Zweifelsfall konnte sie das sogar selbst: Sie hatte doch für die eigene Praxis in Berlin ein Gerät von *General Electric* angeschafft und sich im Gebrauch schulen lassen! Das müsste sie also hibekommen, gleichwohl konnte sie das Kind nicht einfach mitnehmen, es gehörte irgendwohin, zu einer Familie, die es vermisste.

Henny redete beruhigend auf sie ein, obwohl sie Zweifel hatte, dass das Mädchen sie verstand. Tatsächlich ließen die Zuckungen jedoch langsam nach und auch der Blick des Kindes schien sie wieder zu erfassen. Was war mit ihr?

»*Soy medica*«, sagte Henny, weil sie das mehrfach am Tag zu ihren Patientinnen im *Cedars* sagte. *Ich bin Ärztin.*

»*Gattita!*«, antwortete das Kind.

Im Gegensatz zu vielen Menschen im südlichen Kalifornien sprach Henny kein Spanisch, sodass sie nicht sofort den Zusammenhang erkannte. Aber sie hatte den Eindruck, dass es nicht seinen Namen nannte oder signalisierte, Schmerzen zu haben. Als es das Wort wiederholte und sich fragend umsah, fiel Henny die in der Nähe sitzende kleine schwarze Katze wieder auf, die nach wie vor mauzte.

»*Gattita?*«, fragte Henny und deutete auf das vermutlich wenige Wochen alte Tierchen, erhielt jedoch keine Antwort. So nahm sie das im Staub des Straßenrands sitzende

Kätzchen liebevoll hoch und legte es dem Mädchen in die Arme, das es sofort herzte.

In diesem Augenblick hörte Henny, wie jemand mehrfach »Lucia!« rief. Von derselben Seite, von der auch zuerst die Katze und dann das Mädchen auf die Straße gelaufen waren, näherte sich eine wild gestikulierende Frau. Von dem Wortschwall, der auf sie herniederging, verstand Henny kein Wort. Die Frau packte das Kind, das sich dies gefallen ließ, und zog es mit sich fort.

»*Un momento, por favor! Soy medica. Lucia hospital!*«, rief Henny.

Zur Antwort erhielt sie einen weiteren Wortschwall, mit dem Frau und Kind im Gestrüpp verschwanden. Ohne zu zögern, folgte Henny den beiden geradewegs hinein in die Wildnis. Immer wieder verfangen sich ihre weiten Hosenbeine an den dornigen Büschen. Schließlich erreichte sie ein Areal aus Hütten und Zelten, auf dem offenbar dauerhaft Menschen wohnten. Überall Staub, Trockenheit, Kakteen und Dornbüsche, dazwischen ein paar dürre Laubbäume.

Und schon hatte sie die beiden aus den Augen verloren; sie waren wie vom Erdboden verschluckt.

Eine ältere Frau kam auf Henny zu, sprach sie auf Spanisch an, Henny erwiderte: »*No hablo español*«, und wurde mit unfreundlichen Gesten fortgescheucht.

Es hatte keinen Sinn zu versuchen, Hilfe anzubieten, stellte sie fest und schwankte zwischen Verärgerung darüber, dass sie nicht einmal eine Chance dazu bekam, und Resignation.

Wie lebten die Menschen hier? Wer versorgte ein Kind wie jenes, das sie angefahren hatte? Gab es eine Schule? Wo war hier Wasser? Fragen über Fragen! Mehr als dass sie ging, stolperte sie über das ausgedorrte Land. Sie hörte ein seltsames Geräusch, blieb stehen, ihre Augen suchten nach

dem Ursprung und entdeckten eine gut getarnte Schlange, deren Körperende aufgerichtet war – eine Klapperschlange. Ohne zu überlegen, rannte sie fort, fand zurück zu ihrem Auto, das wie gestrandet am Straßenrand stand.

Sie verharrte ratlos und blickte sich um. Würde sie die Stelle wiederfinden?

Sie entschied sich loszufahren. Trotz des Zwischenfalls sprang der Wagen anstandslos an. Bei der nächsten Abbiegung fuhr Henny hinein in das unbewohnt wirkende Gelände. Der unbefestigte Weg schlängelte sich in ein Tal und endete abrupt.

Sie befand sich mitten in Los Angeles und dennoch in einer Wildnis, wo sich in weiteren flachen Seitentälern eine Siedlung verbarg. Oder möglicherweise mehrere. In ihr kroch ein Gefühl von Einsamkeit und Verlassenheit hoch. Was mochten Menschen empfinden, die hier leben mussten und keinen Zugang zum Glanz der aufstrebenden Stadt hatten? Und sie dachte an das Kätzchen, das Lucia an sich gedrückt hatte. Ob es das Einzige war, das ihr gehörte? Wie kamen Menschen in einer derart lebensfeindlichen Welt zu recht, in der so viele Gefahren lauerten?

Weil sie das Auto nicht wenden konnte, musste sie den Weg rückwärts zum Santa Monica Boulevard fahren. Egal aus welchem Grund – sie hatte versagt, weil sie dem Mädchen Lucia nicht geholfen hatte.

Begleitet von den begeisterten Rufen der Dorfbewohner, erblühten am nachtschwarzen Himmel über Freystetten immer neue Feuerblumen. In diesem Jahr hatte Graf Friedemann seine Nachbarn, von denen viele gleichzeitig seine Angestellten waren, in den Schlosspark eingeladen, damit sie das Feuerwerk, das am zugefrorenen See gezündet wurde, aus der Nähe bewundern konnten. Sobald alle Ra-

keten verschossen waren und der Applaus für das flüchtige Kunstwerk verklungen, verschwanden auch die Bewohner des Schlosses wieder in ihren behaglichen Räumen.

Eine Taschenlampe in der Hand, nahmen Ricarda und ihr Mann Großmutter Karla in ihre Mitte und legten den Weg zum Gesindehaus zurück, das sich auf der Vorderseite des Schlosses befand.

Anstatt den Luxus des Prachtbaus zu genießen, wollte Ricarda bei ihrer Mutter Karla wohnen. Denn so ganz konnte sie den Gedanken nicht verdrängen, dass es nicht mehr allzu oft möglich sein würde, gemeinsam Silvester zu feiern.

Unvermittelt blieb die alte Dame stehen, was ihre Tochter schon kannte; manchmal wurde ihr die Luft knapp. Jetzt jedoch musste sie offenbar aussprechen, was ihr Herz bewegte: »Ihr beide seid gute Ärzte. Deine Soldaten hast du immer wieder auf die Beine gebracht, Siegfried. Und du, Rica ... so vielen Kindern hast du auf die Welt geholfen, hast Frauen gesund gemacht. Könnt ihr beiden mir etwas versprechen?«

»Ja, Mutter, natürlich!«, sagte Ricarda sofort.

»Um was geht es, Mutter?«, fragte der Schwiegersohn um eine Nuance skeptischer.

»Um etwas, was mir immer sehr kostbar war. Und vielleicht kann es auch euch noch nützen. Euch und euren Patienten.«

Es war zu dunkel, als dass Ricarda die Reaktion ihres Mannes genau erkennen konnte. Er hatte sich schon vor einiger Zeit aus der praktischen Arbeit als Arzt zurückgezogen. Im Berliner Invalidenheim betreute der einstige Sanitätsoffizier nun ehrenamtlich Kriegsversehrte nach den neuesten Erkenntnissen der Psychologie. Karlas Bitte richtete sich mithin vor allem an ihre Tochter.

»Morgen fangen wir an!«, verkündete die Seniorin resolut.

Um was es sich dabei handeln würde, wurde Ricarda vor Augen geführt, als sie das Häuschen betraten, in dem Karla seit Jahrzehnten wohnte und in dem Ricarda ihre Jugend verbracht hatte. In allen Ecken, von den Decken, am Küchenherd, auf den Fensterbänken – überall Kräuter, getrocknet und zu Sträußen gebunden oder frisch in Töpfen, in Dosen als Pulver. Eine Art duftende Apotheke. Über die Anwendung hatte Ricarda sich nie groß Gedanken gemacht. Das von Sommer bis Spätherbst immer wieder aufs Neue entstehende Sammelsurium war eine skurrile Konstante, an die nicht nur sie sich gewöhnt hatte. Lange waren alle sogar davon ausgegangen, dass es Küchengewürze waren, die der Verwendung harrten. Minze, Estragon, Kerbel, Kümmel – was eben geläufig war. Aber wie beim Thymian kam auch bei der Verwendung des Salbeis eine andere Komponente hinzu – die Behandlung kleiner gesundheitlicher Probleme.

Jetzt, am Übergang von einem Jahr zum anderen, gefiel Ricarda die Vorstellung, tatsächlich zu lernen, welches Mittelchen die Natur wofür bereithielt. Ein wenig wehmütig wurde sie gleichzeitig, denn ein Kreis begann sich zu schließen: Sie, die immer danach gestrebt hatte, keine neuen wissenschaftlichen Entdeckungen zu verpassen, sollte sich auseinandersetzen mit Wissen, das seit Jahrhunderten existierte. Das versprach sie Karla nun in diesen ersten Stunden des neuen Jahres.

Später saß sie vor dem Frisierspiegel und kämmte ihr eisgraues Haar, während sich Siegfried zu Bett legte. Das Gestell knarrte und er stöhnte leise.

»Das war ein langer Tag«, meinte der schon immer Rastlose. »Morgen lassen wir es ruhiger angehen.«

Seine Gelenke schmerzten, das musste er ihr nicht eigens sagen. Sie holte die blecherne Wärmflasche aus der Küche, schob sie zu ihm ins Bett und legte sich neben ihn.

»Hör du dir Mutters Weisheiten an, Rica. Mein alter Kopf will nichts Neues mehr aufnehmen.«

Sie küsste seine Wange und signalisierte damit schweigend ihre Zustimmung. Sie beide hatten viel erlebt, großes Wissen gesammelt und zahllose Erfahrungen gemacht. Nicht alles davon war nötig, das meiste jedoch kostbar. Doch in ihr war nach wie vor der Wunsch vorhanden, Neues zu entdecken – und sei es auch nur das alte Wissen um die Behandlung alltäglicher Wehwehchen.

Wenig später lauschte sie auf Siegfrieds regelmäßigen Atem. Trotz seiner Verletzungen, die er sich in zwei Kriegen in Afrika und China zugezogen hatte, hielt er sich gut. Er klagte nicht über seine immer schlimmer werdenden Gelenkprobleme, weil er sich nie über etwas beklagte. Aber sie als seine Ehefrau wusste, dass der Tag nicht mehr fern sein würde, an dem auch ein tapferer Mann wie er Hilfe brauchte.

Und dann war da noch der Wunsch, Henny und ihre Familie in Kalifornien zu besuchen. Ein wirklich großes Ziel für dieses neue Jahr! Konnten sie beide das noch verwirklichen?

Nach der turbulenten Silvesterfeier genoss Antonia die Ruhe des frühen Neujahrsmorgens. Es war zwar sehr spät geworden, aber sie und Guntram wollten kein Taxi nehmen, sondern zu Fuß gehen, um frische Luft zu atmen. Der Schnee funkelte im Licht der Laternen des Bayerischen Platzes. Die von den Schöneberger Gärtnern symmetrisch angelegten großen rechteckigen Beete ruhten unter der weißen Pracht.

»Bist du enttäuscht, Toni?«, fragte Guntram.

Sie hielt seine Hand. »Warum sollte ich? Es war ein wundervoller Abend! Fandest du nicht?«

»Doch, das war es. Aber ich dachte, wir hätten uns ...«

Sie verschloss seine Lippen mit einem schnellen Kuss.

Natürlich hatten um Mitternacht alle darauf gewartet, dass Guntram vor ihr niederkniete, den Ring in der Hand, und ihr den Antrag machte. Sie hatte die Erwartung, dass sie bei ihrem ersten Auftritt als Paar ihre Verlobung bekannt geben, in so vielen Gesichtern gesehen. Und dann war der magische Moment gekommen, um null Uhr hatten sie sich geküsst, und Gastgeberin Celia hatte ihr Glas gehoben und gerufen: »Auf alle Paare, die sich lieben!«

»Damit sind wir gemeint, Toni. Ich liebe dich.« Guntram hatte seine Worte mit einem Kuss besiegelt. »Ich wünsche uns beiden dreihundertfünfundsiebzehn Tage voller Glück!«

Sie war so gerührt gewesen, dass ihr kurzzeitig die Worte gefehlt hatten. »Ein paar gemeinsame Nächte voller Glück wären auch schön«, hatte sie dann gesagt.

Mit ihrem frechen Mundwerk musste er erst umzugehen lernen. »Ich werde mir Mühe geben.«

Damit war das Thema Hochzeit erst mal vergessen gewesen. Antonia hatte es damit auch gar nicht so eilig, kannte sie doch schon etliche Paare, deren junge Ehen bereits gescheitert waren. Guntrams zählte dazu. Bislang wehrte sich seine in der Nähe von Kiel wohnende Frau Svenja vehement gegen die Scheidung.

»Aber mir ist es wichtig, dass wir noch in diesem Jahr Mann und Frau werden«, sagte Guntram jetzt feierlich. »Es ist eine Frage der Ehre, des Anstands und der guten Sitten.«

»Ach so. Dann bin ich ja beruhigt. Ich hatte schon befürchtet, dass es mit so etwas Kompliziertem wie Liebe zu tun haben könnte«, neckte sie ihn übermütig.

Guntram blieb ernst: »Wir sind Partner in einer gemeinsamen Praxis mit Celia. Auch auf ihrer Party vorhin gab es deshalb Gerede. Das tut weder deinem noch ihrem Ruf gut.«

Ihm schadete das wohl weniger, schien das zu heißen. Er war ja auch ein gut aussehender Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen. Manchmal spielte er mit seinem Aussehen als Herzensbrecher. Oder trug er seinen breitkremigen Hut nur deshalb etwas schief auf dem Kopf, weil es gerade die Herrenmode war, die ihn verwegener wirken ließ, als er in Wahrheit war? Aber das wusste kaum eine seiner Verehrerinnen, die ihn als Arzt ihrer Kinder öfter aufzusuchen schienen, als die lieben Kleinen kränkelten ...

»Wenn du mich unbedingt heiraten willst, musst du ein paar romantischere Gründe vorbringen!«, rief sie und lief ihm davon.

Am Ende der kleinen Parkanlage hatte er sie eingeholt, nahm sie in die Arme, küsste sie stürmisch und beugte schließlich ein Knie in den Schnee. »Antonia Thomasius, ich schenke dir für immer mein Herz, meine Liebe und meine Treue. Wollen wir beide alles möglich machen, um noch in diesem Jahr Mann und Frau zu werden?«

»Ja, Guntram Harrich, das tun wir. Ist ein guter Plan.« Sie grinste.

Aus einem nahen Kellerlokal erklang Walzermusik. Guntram legte den Arm um ihre Hüfte und sie tanzten eng aneinandergeschmiegt über die menschenleere verschneite Straße. Im Laternenlicht waren ihre Fußspuren im Schnee zu erkennen. Sie erinnerten Antonia daran, dass sie beide einen langen gemeinsamen Weg zurückgelegt hatten. Es war ein warmes Gefühl der Zusammengehörigkeit, das sie bei diesem Gedanken empfand, und dennoch lag darin auch etwas Aufregendes. Für sie beide wäre so vieles mög-

lich. Über die wichtigste Sache dabei hatten sie noch nie gesprochen. Etwas, zu dem er ihre Einstellung bislang nicht kannte. Aber sie würden darüber reden müssen, wie es wäre, ein Kind zu haben. Wobei sie sich fast sicher war, dass Guntrams Ansicht dazu eine andere als ihre war.

Fürs Erste tanzten sie ins neue Jahr hinein. Denn das Glück des Augenblicks, das hatte das Leben sie bereits gelehrt, war so viel kostbarer als sämtliche Versprechen auf die Zukunft.

Erst gegen sieben Uhr am Abend erreichte Henny ihr Zuhause in dem zum Raum Los Angeles zählenden Dorf Pacific Palisades. Die Lichter brannten, aus den Häusern in der Nachbarschaft drang Musik. Das hier war ihr Leben. Seit vier Monaten wohnte sie in Los Angeles, hatte anfangs mit ihrer Familie ein hübsches kleines Haus mit Blick auf den Pazifischen Ozean bewohnt und war dann in dieses sehr luxuriöse umgezogen, das ihrer Schwiegermutter gehört hatte. In der ganzen Zeit war sie enorm reichen oder berühmten Menschen begegnet, aber niemals war ihr jemand wie das Kind Lucia aufgefallen, das mit einer Armut zurechtkommen musste, von der sie nicht geahnt hatte, dass es sie hier gab.

Ihre eigene Tochter stürmte ihr entgegen. »*Mom*, oh mein Gott, *Mom*, wo warst du so lange!«, rief Vicky und schlang die Arme um sie. »Deine Hose ist kaputt, du bist dreckig. Geht es dir gut?«

»Ja, Vicky, ich bin okay. Mir ist nichts passiert.«

»Daddy hat im Krankenhaus angerufen. Sie sagten, du wärst längst weg.«

»Ich hatte Probleme mit dem Auto. Es hat alles länger als erwartet gedauert.«

Die ganze Geschichte zu erzählen, hätte die sensible

Vicky in ein weiteres Gefühlschaos gestürzt. Sie küsste ihre Tochter, die schon so groß war, dass sie ihr bis zur Schulter reichte, auf die Wange. In der Tür erwartete sie ihr Mann. Victor hatte ihren einjährigen Sohn Leo auf dem Arm. Sie sah ihm an, dass auch er in Sorge gewesen war. Das Wohnzimmer war bereits voller festlich gekleideter Gäste mit lustigen Hütchen auf den Köpfen. Victor hatte es auch ohne ihr Zutun geschafft, ein reichhaltiges Büfett aufzubauen, und überall hingen Luftschlangen. Die Stimmen der Gäste füllten den Raum mit Lachen und Gesprächen.

»Guten Abend!«, sagte sie in die Runde. »Da bin ich. So viele Gesichter, die uns hier lieb geworden sind! Schön, dass ihr alle gekommen seid.«

Die Gäste, Leute vom Film – von denen einige vor und die meisten hinter der Kamera ihr Geld verdienten –, waren bester Laune und prosteten Henny vergnügt zu. Sie nahm ein Glas hoch und ließ es im Licht funkeln, setzte ebenfalls ein breites Lächeln auf. Das konnte sie, weil ihr das Leben früh beigebracht hatte, dass es nicht gut war, das Innere nach außen zu kehren. In Wahrheit hatte sie gerade das Gefühl, es wäre alles nur ein Film, in dem sie mitspielte. Das wahre Leben jedoch fand anderswo statt, es war hart und unbarmherzig.

In diesem Moment beleuchtete eine Silvesterrakete den Nachthimmel mit bunten Farben, und Henny fragte sich, ob es Lucia gut ginge.

Victor bemerkte ihre verhaltene Stimmung. »Du wirkst so bedrückt, fast wie abwesend. Ist etwas schiefgelaufen im Krankenhaus?«

Sie versprach, ihm später alles zu erzählen. Sie tat es, als die Gäste gegangen waren und sie sich im Bett im Arm hielten. Es war der erste ruhige Moment der Zweisamkeit.

»Ich fuhr ein Mädchen an, es hatte seltsame Zuckungen.

Ich wollte ihr helfen, aber die Situation erlaubte es nicht.« In Gedanken sah sie sich durch die trockene Einöde stolpern. »Schließlich ließ ich mich von einem Ort verschrecken, an dem Menschen in Zelten leben, die nur Spanisch sprechen.«

»Ein Kind anzufahren, das ist schrecklich. Das tut mir leid, auch wenn alles gut gegangen ist. Ich werde veranlassen, dass das Auto repariert wird, damit es in Zukunft sofort zum Stehen kommt. Was hättest du tun sollen, Henny? Du konntest dich nicht verständlich machen. Du hast nichts falsch gemacht.«

Sie strich nachdenklich über seine Brust. »Kurz zuvor, im Krankenhaus ... Die werdende Mutter wäre vermutlich gestorben, weil wir keinen Kaiserschnitt geschafft hätten. Dann habe ich mir ein Herz gefasst und den Fötus gedreht, und sie brachte ihr Kind zur Welt. Das ist, was ich meine: Unmögliches möglich machen. So muss das Leben sein. Nicht zu sagen, wie ich: *No hablo español*. Ich spreche nicht deine Sprache, also bin ich nicht wie du, also bin ich fein raus. Das ist bequem und deshalb feige.«

»Du übertreibst.« Victor küsste sie sanft auf die Stirn. »Du hast etwas zu viel Champagner getrunken und übermüdet bist du sowieso. Morgen sieht die Welt anders aus.«

»Nein, das wird sie nicht, Victor. Du hoffst nur, dass ich dann andere Sorgen haben werde.« Eine verspätete Rakete ließ das Schlafzimmer aufleuchten. »Wir dürfen nicht vergessen, welch ein Glück uns zuteilwurde.«

Von seinen Gefühlen überwältigt, wandte sich Victor ihr zu, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. »Das habe ich auch nicht, Henny. Wie könnte ich! Vicky ist fast verrückt geworden, weil du nicht heimkamst. Die Sorge, die sie nach dem Attentat auf dich hatte, wird immer in ihr sein. Ich war damals nicht bei euch in Berlin, aber die Vorstellung, dass

du so hilflos warst, setzt mir noch immer zu. Darum glaube mir: Ich halte unser Glück, all den Wohlstand, diese ganzen Äußerlichkeiten, nicht für selbstverständlich. Es ist ein Geschenk, mehr nicht, aber wir können auch ohne all das glücklich sein. Wichtig sind nur wir.«

Trotz der Dunkelheit sah sie das Leuchten in seinen Augen, aus denen die Überzeugung sprach. Die Liebe, die sie lebten, war ihnen einmal abhandengekommen; umso wichtiger war es, sich immer wieder an ihre Kostbarkeit zu erinnern.

»Nein«, widersprach sie, obwohl etwas Wahres in seinen Worten lag. »Nicht nur wir sind wichtig. Das ist es, was ich heute Abend, bevor ich hier eintraf, erkennen durfte. Nicht unser kleines Glück allein zählt. Wir tragen es mit uns herum wie einen Schatz, den niemand rauben oder zumindest beschädigen darf. Dabei vergessen wir, dass Glück etwas ist, das nicht weniger wird, wenn man es teilt. Im Gegenteil: Es wird mehr.«

Victor strich die schwarzen Locken zärtlich aus ihrem Gesicht, das entflammt war von der Begeisterung für eine neue Idee. »Was hast du dir überlegt, Henny? Weih mich ein in deine Pläne und lass mich daran teilhaben.«